

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Englisch-Ostindien

Karlsruhe, 1858 [erschienen] 1859

Rückblick auf die mohamedanische Herrschaft in Hindustan

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

befiegt hatte. Hierüber, so wie über die letzte Phase des Mongolenreiches verweisen wir den Leser auf unsere frühere Schilderung Seite 63–73.

Rückblick auf die mohamedanische Herrschaft in Hindustan.

Der Charakter dieser Periode der indischen Geschichte ist, nach den jeweiligen Umständen und den verschiedenen Schulen europäischer Politiker, sehr verschieden beurtheilt worden. Die Neigung, die Periode mohamedanischer Herrschaft in Indien mit Lob zu überschütten, entstand zum großen Theile aus persönlicher, Handels- und politischer Feindschaft, welche die ostindische Compagnie in reichlichem Maaße erregt hatte. Diese einst so mächtige Körperchaft ist den vielfachen, sich fortwährend in ihrer Heftigkeit steigenden Angriffen des Handelsneides und der Mißgunst endlich (1858) erlegen.

Die eine wie die andere Periode — die der mohamedanischen Herrschaft und die der englisch-ostindischen Compagnie — können jetzt als für sich bestehende, fertige Geschichts-Abschnitte in's Auge gefaßt werden.

Bei der vollständigen Unglaubwürdigkeit mohamedanischer Geschichtschreiber ist es in der That nicht wenig schwierig, die mohamedanische Beherrschung des Ostens historisch zu erfassen.

Ephestone bemerkt ganz richtig in Betreff Abul Fazels, des Geschichtschreibers von Akbar:

„Es findet ein steter Erguß von Lob und Verherrlichung statt, der den Leser unwillig gegen den Verfasser und fast gegen den Helden desselben stimmt. Das wahre Verdienst Akbars verschwindet unter den steten Lobesüberschüttungen, und wir müssen aus andern Geschichtsbüchern die Beweggründe seiner Handlungen, die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, und die Hülfsmittel, die er dabei anwandte, zu ergründen suchen.“

Die ganze mohamedanische Herrschaftsperiode in Hindustan läßt sich in Folgendem zusammenfassen:

Von dem Zeitpunkte an, wo zuerst arabische Armeen an den Westgränzen von Hindustan anlangten — also gegen das Ende des 7. Jahrhunderts, bis zu der Zeit, wo der Ruhm der mohamedanischen Race gegen das Ende der Regierung des verrätherischen und unkindlichen Aurengzeb erbleichte oder unter dem letzten König von Delhi (1858) gänzlich verschwand, sind die Mohamedaner raubfüchtig, treulos, fanatisch, blut-

dürftig, grausam und rachsüchtig gewesen. Ihre Geschichte ist mit allen schlimmen Leidenschaften besetzt.

Als arabische Armeen zum erstenmal über Kabul nach Multan drangen, um sich von da über Scinde und die Ufer des Indus zu ergießen, übertrafen sie an Muth und sonstiger Kriegstüchtigkeit weit die Hindus. Letztere entfalteten zwar zeitweise einen ritterlichen Patriotismus, namentlich, wenn die Radschputen mit dem ungestümen Feinde zusammenstießen; meist aber beschränkte sich diese Aufopferung auf diejenige Kaste, für die Niederlagen so viel bedeuteten, wie Verlust der Ehre, des Reichthums, des Bodenbesitzes und der politischen Macht. Die arabischen Eroberungen bewerkstelligten sich meistens ganz leicht, indem vor wenigen Angreifern eine ganze Schaar von Eingeborenen auseinanderstob. Die Kämpfe der Radschputen mit den Eindringlingen, wobei die letzteren gänzlich aus Scinde verjagt wurden, wurden höchst ungleich bestanden, da die arabische Cavallerie muthig die größte Anzahl Feinde angriff und Wunder von Tapferkeit verrichtete. Man kann von den Arabern sagen, daß sie eben so tapfer in den Kämpfen sich benahmen, die mit ihrer Vertreibung endigten, als in denen, die sie zu Eroberern von Scinde gemacht hatten.

Die verschiedenen Horden, welche später unter Anführern von gemischtem türkischem und mongolischem Blute die nördlichen Gränzen von Hindustan überschwemmten, waren kaum weniger tapfer und sogar noch kriegstüchtiger als die Armeen der Kaliphen. Als im Laufe der Zeit die Gründer des mohamedanischen Reiches demselben die Ausdehnung gaben, welche noch lange nachher die Bewunderung der Welt ausmachte, ward dieselbe militärische Tüchtigkeit entwickelt, derselbe Heroismus gezeigt, der ihre Vorgänger so gefürchtet gemacht hatte. Erst später, mit dem Beginn der europäischen Epoche, gerieth die mohamedanische Herrschaft in Verfall, und mit ihr erloschen die kriegerischen Tugenden dieser Race.

Als Mahmud, der Nachfolger Sebektegin's, seine ersten Einfälle bis an die Ufer der Dschumna ausdehnte, erstürmte er Städte, machte er Festungen, deren Besatzungen er sämmtlich über die Klinge springen ließ, dem Erdboden gleich, und kehrte, nachdem er den ganzen Weg, den er zurücklegte, mit Verheerung bezeichnet hatte, beladen mit den Reichthümern und der Kriegsbeute des ganzen nördlichen Hindustan, nach Ghiznee zurück. Er war ebenso religiöser Fanatiker, wie habgüchtig und eroberungsfüchtig, denn er zertrümmerte die Götzenbilder und machte alle Tempel auf seiner ganzen Marschlinie dem Erdboden gleich oder verwüstete sie.

Die Laufbahn und das Auftreten dieses Mannes ist im Stande, dem Leser ein deutliches Bild von dem Charakter, sogar des besten unter allen den siegreichen Anführern der mohamedanischen Horden, zu gewähren, die sich gleich Bergströmen während des 11. und 12. Jahrhunderts über das nordwestliche Hindustan ergossen. In dem Grade, wie die Souveräne einer ältern Periode bloß der Leidenschaft schrankenlosen Ehrgeizes fröhnten und kein noch so unwürdiges Mittel scheuten, um zu ihren Zwecken zu gelangen, thaten es auch die einer späteren. Das Bild, was Sir Thomas Roe, den König Jakob I. von England 1615 an den Großmogul oder König von Indien absandte, von dem Hofe dieses besten der spätern mohamedanischen Herrscher entwirft, zeigt, wie lasterhaft und tyrannisch er war. Zu Berhampur fand Sir Thomas den dritten Sohn des Großmoguls, Sultan Parvis, als obersten Befehlshaber, und ließ sich ihm als Abgesandter von England vorstellen. Unter den Geschenken, die er in die Audienz mitbrachte, war auch eine Kiste europäischen Weines, die der Prinz unmittelbar nach der Audienz öffnen ließ, und aus deren Inhalt er sich in dem Grade betrank, daß er unfähig ward, dem Abgesandten ferneres Gehör zu schenken.

Gleich dem Sohne fand Sir Thomas auch den Vater dem Trunke ergeben, zu großem Nachtheil seiner Gesundheit und der Staatsgeschäfte. Dieß war der große Dschihanghir. Die Familie des Kaisers lebte sowohl unter sich als mit dem Kaiser in stetem Zank und Unfrieden. Sir Thomas fand, daß der älteste Sohn des Kaisers und sein Thronerbe, als des Verraths überwiesen, im Gefängniß schmachtete; jedes andere Glied der kaiserlichen Familie verfolgte eine besondere Intrigue, um auf den Thron zu gelangen. Gibt auch Sir Thomas zu, daß dieser große Padischah von Indien großes Regierungstalent besessen habe, so klagt er doch laut über dessen „Leichtfertigkeit, niedrige Gesinnung, Grausamkeit und religiösen Fanatismus“. Da die Aufgabe des Sir Thomas darin bestand, den Abschluß eines Handelstractats zu erwirken, so lernte er im Verfolg desselben den Charakter mohamedanischer Fürsten und eines mohamedanischen Hofes kennen. Nur durch die offenste Bestechung war es ihm möglich, die Ausfertigung der Uebereinkommen zu erlangen, die er mit dem Padischah getroffen hatte. Die Portugiesen wetteiferten in dieser Beziehung mit den Engländern, und scheinen ihre Bestechungen klüger vertheilt zu haben, da offenbar die käuflichen Hofleute wenig um den Punkt der Ehre und Würde bekümmert, vielmehr nur bestrebt waren, den Wetteifer der beiden

europäischen Mächte zu stacheln, um sich so eine größere Bestechungssumme zu sichern. Einstmals hatte Sir Thomas allen Muth aufgegeben. Prinz Shurram, später unter dem Namen Schah Dschihan, und auch sonst vortheilhaft in der Geschichte von Hindustan bekannt, befand sich unter denen, die, wollte man zu dem Zwecke gelangen, ebenso bestochen werden mußten, wie diejenigen, welche kein königliches Blut in ihren Adern hatten. Endlich drang Sir Thomas mit seinen Geschenken durch.

Wir lassen hier die Beschreibung, welche Sir Thomas von einer bei dem Großmogul gehaltenen Audienz gibt, folgen:

„Ich ließ ihm durch meinen Dolmetscher sagen, daß ich jetzt bereits 2 Monate hier sei, wovon ich den einen krank, den andern mit lauter Höflichkeitsbezeugungen zugebracht habe, ohne etwas von dem ausgerichtet zu haben, wonach mein Auftrag laute, der darin bestehe, einen dauernden Frieden zwischen ihm und der königlichen Majestät von England zu begründen, und einen für beide Theile ehrenhaften Handelsvertrag mit Niederlassungsrecht für meine Landsleute herbeizuführen. Er gab zur Antwort: das sei ja bereits zugestanden. Ich erwiderte: das sei allerdings wahr, allein es hänge an einem so schwachen Faden, und sei in den Bedingungen noch zu wenig festgestellt, während es doch von so großer Bedeutung sei und daher ein möglichst förmliches Uebereinkommen nöthig mache, ungleich den gewöhnlichen Fermans, die jeden Augenblick widerrufen werden könnten. Hierauf fragte er mich, was für Geschenke ich ihm bei Abschluß des Vertrags darbringen würde. Ich gab zur Antwort: der Freundschaftsbund zwischen meinem und seinem Reiche sei noch zu neu und zu schwach; es befänden sich aber in meinem Heimathlande viele kostbare und geschätzte Seltenheiten, die mein König ihm senden und die Kaufleute meines Landes in allen Theilen der Welt ausfindig machen würden, wenn sie erst eines durch ehrenhafte Bedingungen gesicherten Handels gewiß wären, nachdem sie bis dahin auf alle Weise belästigt worden. Er fragte mich, welcher Art die Seltenheiten seien, die ich eben erwähnt habe; ob ich Juwelen und kostbare Steine damit meine. Ich verneinte das: wir könnten unmöglich dergleichen für geeignete Geschenke halten, da man bei uns kostbare Steine zuerst aus dem Lande erhalten habe, das jetzt unter ihm stehe; man sei bei uns der Meinung, dergleichen sei hier zu wenig werthvoll, während es bei uns großen Werth habe; wir würden jedoch bemüht sein, für Se. Majestät Dinge ausfindig zu machen, die selten und

unbekannt hier seien, als: ausgezeichnete Gemälde, geschnitzte oder geschnittene Waaren, Statuen in Erz, Kupfer oder Stein; reiche Stickereien, Stoffe von Gold und Silber. Er erwiderte: das möge alles recht schön sein, er aber wünsche sich ein englisches Pferd. Ich gab zur Antwort: es sei sowohl zu Lande als zu Wasser unmöglich, ihm ein solches zu liefern, der Türke würde es nicht durchlassen. Seine Antwort war: er halte es zur See für nicht unmöglich. Ich meinte jedoch: die Gefahren der Seestürme und der Klimawechsel würden es hinlänglich beweisen. Dieß führte zu seiner Bemerkung: wenn man sechs derselben einschiffe, so würde doch wohl eines erhalten bleiben können; käme es zu mager an, so würde er es schon mästen lassen. Ich erwiderte: ich sei überzeugt, es würde keine so lange Reise aushalten können; um den Wunsch seiner Majestät zu erfüllen, wolle ich jedoch deshalb schreiben und die Einschiffung anempfehlen. Nun fragte er seiner Seits, was denn mein Begehren sei. Ich wiederholte: es möge Seiner Majestät gefallen, gewisse Bedingungen zu unterzeichnen, welche durchaus für die Sicherheit meiner Landsleute, so weit sich solche in seinem Gebiete befänden, und die ruhige Ausübung des Handels von Seiten derselben nöthig seien; dieselben seien bisher häufig belästigt worden, was künftig so nicht mehr geschehen dürfe u. s. w. Darüber gerieth Se. Majestät in so großen Zorn, daß mir weiter nichts übrig blieb, als ihm durch meinen Dolmetscher zu erklären, daß ich Sr. Majestät nicht länger lästig sein, sondern Gerechtigkeit bei seinem Sohne suchen wolle, der mir gewiß gnädig sein werde."

In dem von ihm geführten Reisejournal berichtet Sir Thomas unter Andern: „In Kamsor lagen die Leichname von 100 Räubern, die der König hatte erschlagen lassen. Ich traf unterwegs ein Kameel, das mit 300 Köpfen beladen war, womit der Gouverneur von Kandahar dem Könige ein Geschenk machte, da sie Rebellen angehörten. Ein Hundert Diebe wurden mit ihrer Anklage in Ketten vor den Großmogul gebracht. Ohne viele Umschweife, wie dieß hier üblich ist, hieß er sie wegführen, damit die Anführer von Hunderten in Stücke zerrissen, die übrigen aber auf weniger schmerzhafter Weise getödtet würden. Dieß war die ganze Prozeßform. Die Gefangenen wurden in die verschiedenen Quartiere der Stadt vertheilt, und in den Straßen hingerichtet, so in einer solchen, worin ich wohnte. Zwölf Hunde rissen den Anführer in Stücke; dreizehn seiner Bande wurden die Hände mit den Füßen zusammengebunden, wo sie alsdann Schwerthiebe in den Nacken erhielten, und man sie nackt, blutend

und stinkend liegen ließ, Angesichts aller Bewohner und zum Eckel der unmittelbaren Nachbarschaft.“

Dem englischen Gesandten waren Boten nachgesandt worden, die ihm Mehreres für seinen eigenen Gebrauch Nöthige und Geschenke für den Padischah zu überbringen hatten. Diese Boten wurden sammt ihren Schätzen zu Berhampur auf Befehl Schah Dschihans, des künftigen Großmoguls, aufgehalten, der sich bei dieser Gelegenheit wie ein gewöhnlicher Räuber benahm und nach Herzenslust, was ihm anstand, für sich behielt; was nicht ausdrücklich als Geschenk für den Kaiser, seinen Vater, bezeichnet war, behandelte er als sein Eigenthum. Selbst die Geschenke für den Kaiser durften nicht eher passiren, als bis sich der Gesandte bei dem Padischah beklagte, und dieser Befehle in dieser Beziehung erließ. Als die Schätze im Lager des Kaisers ankamen, ließ dieser, hierin nicht ehrlicher als sein Sohn, die Hand darauf legen, sie öffnen und untersuchen; er hätte sie auch keineswegs herausgegeben, wenn ihn nicht die Kühnheit und Festigkeit des Gesandten entweder zur Ueberlegung gebracht oder beschämt hätte. Der große Padischah war alsdann eben so verächtlich in seiner Schmeichelei und in den niedrigen Künsten der Besänftigung, wie er es vorher in seiner Neugierde und Begehrlichkeit gewesen war.

Man kann sagen, daß mit Aurengzeb der Ruhm der Mongolen verloren ging. Er war der letzte der großen Mongolen und seine Verbrechen im Verhältniß zu dem Glanze seiner Laufbahn. Gegen seinen Herrn und König benahm er sich verrätherisch als schlechter Sohn, wie als schlechter Unterthan; seinem Bruder gegenüber tyrannisch, ehrgeizig und rücksichtslos; sein Name wie sein ganzes Leben sind daher auch ein Flecken, den die mohamedanische Herrschaft in Hindustan niemals wegwischen kann.

Alle Classen des Volks seufzten unter dem Drucke des ruhmvollsten der Großmongolen. Nadischah Singh von Odajapur beschrieb in einer Adresse an den Kaiser den wahren Zustand des Volks, wie folgt:

„Eure Unterthanen werden mit Füßen getreten, und jede Provinz Eures Reiches seufzt unter dem Drucke der Armuth; die Entvölkerung nimmt zu, und Schwierigkeiten aller Art häufen sich; Eure Soldaten murren; der Handel ist unzufrieden. Die Mohamedaner verbergen ihren Unwillen nicht; die Hindus leiden bitterm Mangel. Große Massen Volks, denen vor Entbehrung sogar das gewöhnliche Mahl fehlt, sehen nirgendß Hülfe in ihrer Noth. Wie kann der Kaiser es mit seiner Würde vereinigen,

da die Zahlung von Steuern zu verlangen, wo das Volk in solch erbarmungswürdigem Zustande sich befindet?"

Der Geschmack und der Eifer für Architektur, die einigen mohamedanischen Fürsten eigen waren, verdienen großes Lob. Man darf jedoch nicht vergessen, daß ein starker religiöser Fanatismus sie veranlaßte, auf prachtvolle Moscheen zu verschwenden, was sie heidnischen Tempeln geraubt hatten. Der Koran schreibt vor, daß man auf die Ausschmückung der Gräber viel verwenden solle, daher auch die Ruhestätten der Gestorbenen dem Mohamedaner besonders theuer sind und es zu allen Zeiten waren. Mag sich nun diese Aufmerksamkeit in den mit Turbanen versehenen Grabmälern von Smyrna oder Stambul, oder in den prachtvollen Grabmälern äußern, welche neuere Fürsten den verstorbenen Gliedern ihrer Familie errichten lassen; überall beweisen die Mohamedaner den verstorbenen Lieben ihre Verehrung. Witten in der Krise des Schicksals seines Hauses ließ der Erbe der gestürzten Dynastie von Audeh im Jahr 1858 seiner Mutter zu Paris auf der malerischen Begräbnißstätte des Pere la Chaise ein prachtvolles Grabmal setzen.

Liebe zur Gewalt eben so wohl wie religiöse und kindliche Frömmigkeit schufen viele der großen Bauwerke des mohamedanischen Hindustans. Die prachtvollen Paläste von Ghiznee, Delhi, Agra und Lucknow verdanken ihre Entstehung dem hochfliegenden Ehrgeize und der Liebe zu dem politischen Glanze, die mohamedanische Könige und Eroberer so deutlich kennzeichnen.

Wie groß auch die Prachtliebe der mohamedanischen Höfe in Hindustan war, das Volk ist davon frei geblieben. Einige wenige großartige oder geschmackvolle Gebäude und Wasserbehälter sind hie und da neben Moscheen und Grabmälern von den Bewohnern der Städte oder Zeminbars geschaffen worden. In dieser Beziehung liefern die westlichen mohamedanischen Nationen das gleiche Beispiel, von der Ankunft der ersten Horden saracenischer Räuber an bis zu dem Sturze des letzten Großmoguls. Gelegentlich entstanden wohl aus Nachahmung des unter den Fürsten herrschenden Geschmacks für Architektur auch dergleichen Bauten unter dem Volke, die einigermaßen denen ihrer Vorbilder glichen; sie ließen aber keine bleibende Spur von Geschmacksentwicklung und technischer Fertigkeit zurück. Als Mahmud von Ghiznee in dieser Stadt auf so großartige Weise den Raub verschwendete, den er dem eigentlichen Hindustan entführt hatte, so wetteiferte wohl sein Volk mit ihm im Glanze und in

architektonischer Baulust, aber nur mehr aus vorübergehender Laune. Das Volk sank kurz darauf wieder in die vollständige Apathie und grobe Sinnelust zurück, aus der mohamedanische Völker sonst nur durch die Stimme des religiösen Fanatismus oder durch die von demselben in so hohem Grade genährte Blutgier aufgerüttelt werden.

Das Betragen der Fürsten einander gegenüber, mochten sie nun Beherrscher von großen Staaten oder kleine Radschahs sein, war durchaus treulos. Die Vorschriften des Koran, die ihnen geboten, einander gerecht zu sein, und Freundschaft wie Vertrauen gegen die Fürsten derselben Religion zu üben, waren in so allgemeinen Ausdrücken gegeben, daß man sie verschieden deuten konnte, was Könige und Radschahs von Hindustan in großer Ausdehnung sich zu Nuze machten. Die Geschichte zählt keine Grausamkeiten auf, die von Fürsten gegen Fürsten verübt wurden, die nicht ihres Gleichen in Hindustan fanden; in den meisten Fällen übertrafen die Letztern an Abscheulichkeit Alles, was je von den grausamsten Tyrannen in irgend einem Theile der Welt geschehen ist. Die Geschichte der verschiedenen, in den vorigen Capiteln aufgezählten Dynastien offenbart eine lange Reihenfolge von Seiten der stolzesten und glaubenseifrigsten Fürsten des Islams begangener Scheußlichkeiten. Es ward offenbar keine Verrätherei für niedrig genug erachtet, die nicht ein glaubenseifriger mohamedanischer Fürst gegen einen andern ebenso glaubenseifrigen Fürsten verübt hätte. Entschied alsdann der Krieg ihre Beziehungen zu einander dadurch, daß er die Einen zu Siegern, die Andern zu Besiegten machte, so forderten die Erstern, mit seltenen Ausnahmen, von den Letztern die demüthigendsten Erniedrigungen und verübten an ihnen Grausamkeiten, deren bloße Erwähnung das menschliche Gefühl empört.

Die Geistesrichtung, welche die Religion des arabischen Propheten bei ihren Bekennern erzeugt, nämlich Alle unversöhnlich und aufs Bitterste zu hassen, die einer andern Religion folgen, macht sich auch gegen diejenigen geltend, welche in socialer oder politischer Beziehung von ihnen abweichen, ja sogar nur andere gewerbliche Zwecke verfolgen; auf diese Weise leidet der Mohamedanismus von der Rückwirkung desselben Hasses, den er in der Brust eines jeden Muselmans in so hohem Grade nährt. Es ist dieß eine gerechte Vergeltung, die die Bekenner dieser fanatistrendsten aller Religionen trifft, und sie beweist auf sehr deutliche Weise, wie in der moralischen Weltordnung die Vergeltung nicht ausbleibt für das, was der Einzelne oder Gemeinwesen Schlimmes an Andern verübt haben.

Wie der elektrische Funke auf die schnellste Weise und auf demselben Wege dahin zurückkehrt, von wo er ausgegangen war, so rächen sich auch die schlimmen Thaten der Menschen nach demselben Gesetze, und ebenso sicher an ihnen selber.

Ein älterer Schriftsteller *) faßt in nachstehenden Worten den Geist und die Folgen der mohamedanischen Invasionen zusammen:

„Die Invasionen der Mongolartaren warfen das Hindureich über den Haufen, und belasteten, neben den unmittelbaren Folgen, welche Eroberungen zu begleiten pflegen, die nachfolgenden Generationen mit schwerem Elend. Mit sich brachten sie den Geist eines sich erhabenen dünkenden Aberglaubens, der sie die Bekehrung der Besiegten erzwingen machte. Der Zweck ihres Kommens war, zu erobern und zu bleiben. Der Erfolg, der die erste Invasion begleitete, veranlaßte die nachfolgenden; diejenige Tamerlans war es, welche den Ruin des Hindureichs zu Stande brachte.“

„Wo er auch immer auftrat, war er siegreich; weder Muselman noch Hindu konnten seinem Glücke widerstehen, noch hatte irgend wer, der ihm Widerstand leistete, Gnade zu erwarten. Den ganzen Marsch seiner Armee bezeichnete eine Blutlinie von den Ufern des Attock bis zu der Ostseite des Ganges, und von da auf einer andern Straße zurück nach Samarkand. Dem Verschwinden dieses unglückschwängern Meteors folgte eine lange Reihe von Kämpfen unter den übrigen mohamedanischen Eindringlingen.“

Das mohamedanische Volk vermischte sich niemals mit den Hindus, wie sehr auch einzelne ihrer Fürsten und vorzüglich Akbar darauf einzuwirken suchten. Die Lebensweise und Sitten beider Völker waren stets sehr verschieden und so auch der Beruf, dem sie folgten, so weit er Sache eigener Wahl war. Die Hindus sind die alleinigen Landbebauer und Manufakturisten. Die nach Hindustan gekommenen Mohamedaner waren Soldaten, oder gehörten zum Lagertrosse; niemals hat man sie mit dem Ackerbau oder am Webstuhl beschäftigt gefunden. Dieß ist das Zeugniß eines Beobachters aus dem vorigen Jahrhundert, das aber noch heute vollkommen zutrifft. Die Insurrektion von 1857 könnte zwar zu dem Schlusse führen, daß gegenwärtig zwischen den beiden Rassen eine gewisse Gleichartigkeit besteht. Daß zwischen den Sitten und Gewohnheiten derselben eine größere

*) Sketches of the History etc. of the Hindoos, London 1792.

Annäherung seitdem stattgefunden hat, darin stimmen alle Kenner der bezüglichen Verhältnisse überein; das Zusammenwirken bei dem Aufstuhre allein erklärt sie jedoch nicht vollständig; denn dasselbe war ein Bund zweier ungleichartiger Völker zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, eine Erscheinung, der wir in allen Zeitaltern begegnen. Die Mohamedaner verachteten die Hindus zu sehr, um sich mit ihnen zu vermischen; ihr Haß war eben so scharf, als ihre Verachtung derselben. Religiöser und politischer Fanatismus scheinen die Hauptelemente der Verachtung und des Hasses, wie des entschiedenen Widerwillens zu sein, den sie von jeher gegen jede Vermischung mit ihnen hegten.

Die Hindus dagegen, als die slavische, verschlagene Race, gewöhnten sich nach und nach daran, die kühnen und rauhen Mohamedaner als ihre natürlichen Herren zu betrachten; selbst die Brahmanen begegneten denselben mit Ehrerbietung.

Der Widerstand, den der Hindu dem Mohamedaner, sowohl auf dem religiösen als dem politischen Gebiete, leistete, war meist ein leidender, aber deshalb nicht weniger hartnäckig. Dadurch, daß der religiöse Glaube des Hindu mit seinem ganzen nationalen und individuellen Leben verschmolzen war, war schnelle Bekehrung unmöglich gemacht, und war es klar, daß nur durch Gewalt eine Beherrschung des Hinduvolkes zu Stande gebracht und behauptet werden könne. So ging die Ausbreitung des Mohamedanismus in Hindustan langsamer vor sich, und war schwieriger, als anderwärts, selbst nachdem derselbe sich schon lange in diesem Lande eingenistet hatte. Die Zeit hatte mit ihrer mildernenden Kraft dem Fanatismus die Spitze abgebrochen, und aus den wilden Kriegerern des Propheten Politiker und Fürsten gemacht.

Abweichende Lebensweise hält oft Völker, die auf demselben Boden wohnen, sogar Bürger und Untertanen desselben Staates, trotz den gemeinsamen Verrichtungen des täglichen Lebens, auseinander. Dieß war während der ganzen mohamedanischen Periode in Hindustan der Fall. Das, wenn irgend möglich, allein und unter Bäumen stehende Haus des Hindu aus Bambus, mit seinem gekrümmten Stroh- oder Schilfdache, bildet einen lebhaften Gegensatz gegen die Hütte oder das Lehmhaus des Mohamedaners mit seinem Terrassenbache. Der Hindu wickelt sich in zwei Streifen von weißer Baumwolle oder Musselin ein, reibt seine Haut mit Del, isst Reis und hält bei der natürlichen Beschaffenheit seines Haares und Schnurrbartes eine weitere Kopfbedeckung für überflüssig. Er ist

sich seiner Anmuth, überhaupt des günstigen Eindrucks, den seine äußere Erscheinung macht, bewusst, hat Freude am Umgang und leichter, gemüthlicher Unterhaltung, während der Hauptzug seines Wesens Ernst und Gedankenfülle ist. Der Mohamedaner dagegen bedeckt sein Haupt mit einem Turban, trägt Hosen, Weste, Schmuckstücken und Waffen; seine Nahrung besteht in ungesäuertem Waizenbrod; den weiblichen Theil seiner Familie schließt er ein, und spricht in Gesellschaft nur wenig. Ein Hindudorf hat stets seinen Bazar, jede Woche Markt und jedes Jahr eine Messe, seinen Tempel und sein Caravanserei oder Fremdenherberge, wo Jeder öffentliche Unterkunft bekommen kann. Jede Hütte und jedes Haus hat seine Matte, seinen irdenen Krug und übriges Geräthe, seinen Stößel und Mörser, Backgeschirr und einen Kuba, worin gekocht wird. Der Landmann begibt sich, nachdem er sein Gebet verrichtet hat, mit Tagesanbruch mit seinem Vieh auf's Feld; sein Weib bringt ihm warmes Essen um die Mittagszeit, und seine Abende füllen Rauchen und Schwänke aus. Der weibliche Theil seiner Familie hat den Tag über die gewöhnlichen häuslichen Beschäftigungen verrichtet. In den Städten leben die Gewerbsleute und Künstler in Häusern von Ziegeln oder Backsteinen, mit Läden, die der Straße zu offen sind. Wo das Hinduelement überwiegt, haben sie ihre Müßiggänger, die sich in der Nähe des Bazars herumtreiben; Bettelmönche, rauchende Soldaten und sonst faullenzendes Gefindel. Jede Stadt feiert periodische Feste, bei denen ihre Bewohner mit einem Zuge das Vergnügen genießen, welches den Dorfbewohnern jeder Abend gewährt. Ihre Gebräuche beim Tode und Begräbniß weichen von der Race der ehemaligen Eroberer ab. Die Hindus verbrennen ihre Todten, diejenigen ausgenommen, welche den religiösen Orden angehören; und sie errichten selten oder niemals Grabmäler, außer Kriegern, die in der Schlacht gefallen sind, oder Wittwen, die sich mit ihren todtten Gatten verbrannt haben. So standen sich von dem ersten Betreten des indischen Bodens durch die Mohamedaner an beide Racen in Geist und Gefühlen gegenüber. Die gleiche Wahrnehmung machten die Portugiesen und Holländer, als kaufmännischer Unternehmungsgeist diese beiden Völker in dieses Land des fabelhaften Reichthums führte. Später, als Franzosen und Engländer sich auf den Ebenen und an den Küsten Hindustans feindlich begegneten, fiel auch diesen der gleiche Contrast auf. Als zuletzt die englische Macht nach Unterwerfung von ganz Hindustan sich beiden Racen fühlbar machte, traten sich dieselben näher, aber noch immer sind die breiten Spuren ihres Unter-

schieß vorhanden. Die Hand Englands hat den niedergedrückten Hindu in Gegenwart seines Unterdrückers emporgehoben und lehren seitwärts vom Pfade der Tyrannei gestellt; mögen nun auch beide wünschen, daß der Druck der sie beherrschenden Macht weiche, so haben sie doch nichts, was ihnen gemeinsam ist, weder in der Religion, noch in der Politik, noch in ihren Sitten und Gefühlen.

Würde heute Großbritannien aufhören, Hindustan zu beherrschen, so würde das heidnische und das mohamedanische Indien nochmals losbrechen, und sich nur vermischen, wie zwei Bergströme, wovon der stärkere den schwächeren in seinem Laufe mit sich fortreißt.

Die Parsis (Feueranbeter) in Hindustan.

Wir haben oben, Seite 119 und 120, die Parsis der Stadt Bombay beschrieben. Dieses Volk hat trotz seiner geringen Zahl (man zählt im Ganzen nur etwa 150,000 derselben), vermöge seiner großen geistigen Begabung, eine hervorragende, stets wachsende Bedeutung in Hindustan, so daß es nöthig erscheint, etwas länger bei demselben zu verweilen, und seine Geschichte und Religion ausführlicher zu schildern.

Aufgeklärte Parsis behaupten, daß ihr Volk die Sonne und das Feuer nicht als solche anbeten, sondern nur als Symbole der Gottheit in der Natur. Wie nun auch gerade Diejenigen, die solches versichern, hiervon denken mögen, so viel ist sicher, daß die große Masse der Parsis wirklich der Sonne und dem Feuer eine abgöttische Verehrung widmet; ersterer in dem großen Tempel der Natur, letzterem in den Tempeln, die ausdrücklich für diesen Cultus bestehen.

Von allen Racen, die Hindustan bewohnen, sind die Parsis die intelligenteste und energischste; dadurch, daß bei ihnen das vererbliche Kastenwesen nicht gilt, vermögen sie nach allen Theilen der Welt Handel zu treiben und daselbst zu wohnen, wie auch den Beruf zu wählen, den sie ihren Interessen für den förderlichsten halten. Sie können dreist von sich rühmen, daß sie die erste Gelegenheit, welche sich ihnen seit 1000 Jahren bot, staatliche Geltung zu erlangen, zu benutzen wußten, und dadurch sich ihrer berühmten Ahnen würdig zeigten. Neuerer Zeit hat diese religiöse Gemeinschaft durch einige bedeutende Männer, die aus ihr, aufstauchten, die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen.

Die heiligen Feuer der Parsis werden Tag und Nacht von den